

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338349](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338349)

wenig gewellt und herzförmig. Die Pflanze bleibt niedrig und hat 10–18 Blattansätze. Ihr Wachstum im Saatbeet und auf dem Felde ist sehr rasch.

Als Schnupftabak wird die Tilsiter Landsorte im Norden angebaut. Sie trägt ein sehr kleines, gestieltes, dunkelgrünfarbenedes Rundblatt. Ihr Wachstum ist sehr rasch im Saatbeet und auf dem Felde. Als Rauchtobak ist diese Sorte nicht geeignet.

Für Gärtner seien noch die nikotinreichen Rustica-Tabake des Tabak-Forschungsinstituts genannt, Forchheimer 401 und 402. Der erstere ist etwas weniger breit, doch nikotinreicher als der breitblättrige, wüchsige 402. Die Blätter sind herzförmig und langgestielt. Die Oberfläche weist starke Wellung und Wölbung auf. Die Sorte 402 ist stark geiztriebzig.

Die Blätter beider Sorten eignen sich keineswegs zu Rauchzwecken, da diese sehr giftig sind. Sie werden nur an Sachkenner (Gärtner) abgegeben, die sich verpflichten müssen, sie nur zur Gewinnung von Nikotinbrühe, zur

Bekämpfung von Pflanzenschädlingen zu verwenden.

Aus dieser kurzgehaltenen Auswahl der wichtigsten Tabaksorten möge man ersehen, wie vielfältig die Tabakzüchtung ist und wie viel Sachkenntnis für einen geordneten Tabakbau erforderlich ist. Daraus ergibt sich auch die Vielgestaltigkeit der Tabaksorten und damit die Schwierigkeit ihrer guten Kenntnis. Es wird als großer Schaden der Tabakzüchtung angesehen, daß oft Samen von allen möglichen und unmöglichen Sorten, auch selbst Samenmischungen, an Nichtkenner abgegeben werden. Diese Samen sind für unser Klima häufig nicht geeignet. Sie tragen dazu bei, die reinen Tabaksorten zu verbastern.

In Gemeinden, in denen reine Tabaksorten zur Vermehrung angebaut werden, ist es Kleinpflanzern streng untersagt, andere Sorten anzubauen als vom beruflichen Tabakbau gepflanzt werden. Unter allen Umständen sind alle Pflanzen zu köpfen und zu geizen, damit Unfug vermieden und unsere Tabaksorten rein erhalten bleiben. Nur mit reinen Zuchtarten werden zünftige Tabakpflanzler, aber auch Kleinpflanzler, gute Tabake erzielen und an diesem Freude erleben.



Als ich zum Pfluge kam

PIANIK ROSKOJANIK

Das ist eines der kürzesten, aber der wichtigsten Kapitel, es führt mich aus der ersten kindlichen Jugend und aus der Hirtenzeit hinaus zur zielbewußten Arbeit und zur jungen Mannbarkeit. Einer, der schon in den Samstagnächten umstreicht, hat hohe Zeit, das Acker zu lernen.

Es bedurfte vieler Ränke, bis ich's vom Rinderhirten zum Pflüger brachte. Ich mußte mir den Fuß verstauchen, daß ich den Tieren nicht mehr entsprechend nachlaufen konnte; ich mußte auf der Weide Vogelnester entdecken, wodurch mein jüngerer Bruder geneigt wurde, an meiner Statt das Hirtenamt zu übernehmen; ich mußte endlich den Knecht Markus, der sonst den Pflug geleitet hatte, gewinnen, daß er versicherte: 's wär' ein bequemes Zeug,

ließe sich handhaben wie ein Taschenfeitel, und ich – der junge Bub – sei reichlich stark und geschickt genug, den Pflug zu führen.

Und ich stand da und streckte mich, daß ich dem langen Markus mindestens bis an die Achsel langte, und ich schüttelte einen Zaunstecken, daß er ächzte – zum Beweise meiner Reife für den Pflug. Aber mein Vater lachte und rief: „Geh', du bist ein Pralhansel! Wär' not, es tät' dir noch alle Tag ein anderer dein Hösel stäuben. Na ja, und jetzt will er den Ausgewachsenen spielen. Ist recht, pack' nur an – wird nicht lang' dauern!“

Auf dem Acker war's gesprochen. Der Markus stand zurück und ich packte den Pflug bei den Hörnern.

Der Pflug in der Gegend meiner Heimat ist zwar nicht mehr der gekrümmte Baumast der Wilden, sonst jedoch ein unvollkommenes, plumptes Werkzeug. Der Bauer zimmert ihn selbst aus Birkenholz, die Eisenteile dazu nur holt er sich vom Schmied und die Räder vom Wagner. Die Hauptstücke des Pfluges sind: das Sech, Pflugmesser, welches den Rasen senkrecht durchschneidet, der Arling oder die Schar, welche denselben waagrecht abledigt, so daß eine Rasensohle entsteht, welche vierseitig und etwa eine Spanne breit und eine halbe Spanne dick ist. Dann ist das Mull- oder Tauchbrett, welches die abgeschnittene Sohle aus der Furche emporhebt und umlegt, so daß die Rasenseite nach unterwärts zu liegen kommt. Weitere Teile, vermittelt welcher diese Hauptstücke am Grindel befestigt sind, heißen die Griessäule, die Sohlschwelle, die „Katze“. All diese Vorrichtungen müssen doppelt vorhanden sein, da die wechselweise Hin- und Herfahrt auf bergigem Acker solches bedingt. Voran liegt der Pfluggrindel auf der Räderachse, an welche zumeist ein paar Ochsen gespannt ist. An der Rückseite des Pfluges stehen drei Hörner oder Sterzen, die Handhaben, hervor, durch welche der Pflug von einem kräftigen Manne geleitet wird. An der Leitung dieses „Pflughabers“ liegt es, die Rasensohle breit oder schmal, die Furche tief oder seicht zu machen; diesem Manne obliegt es, am Rande des Ackers den Pflug gut einzusetzen und auszuheben, auch muß er es vermögen, auf steinigem Boden vor jedem größeren Steine den Pflug herauszureißen, denn die Ochsen sind nicht plötzlich zum Stehen zu bringen und der unbewachte Pflug würde gar bald in Trümmer gehen.

Außer diesem Pflughaber ist zum Gefährte auch noch ein Fuhrmann nötig, der die Ochsen leitet, so daß im Paare der eine stets in der Furche, der andere auf dem Rasen schreitet. Dann muß endlich ein „Nachhauer“ sein; das ist zumeist eine Magd, welche mit einer Haue dem Pfluge folgt, nicht gut umgelegte Sohlen niederkehrt, fehlerhafte Furchen aushaut — kurz, den Verbesserer des Pfluges abgibt.

Man sieht, daß die Sache nicht einfach ist. Es gehört ein langer Tag dazu, um mit einem Pfluge ein Joch hängigen Ackerlandes umzukehren. Nun, und wie ist's dabei dem jungen Pflughaber ergangen?

Fest hatte ich den Stier bei den Hörnern gefaßt. Es war aber wahrhaftig ein Stier. Vom Markus hatte sich das Zeug wie ein Spielwerk handhaben lassen; es war, als hielte er sich nur des Vergnügens wegen an den

Sterzen. Jetzt war's eine andere Art. Die Rinder zogen an. Mich schleuderten die Sterzen nach rechts und nach links, der Pflug wollte aus dem Gleise steigen, und meine Barfüßlein kamen etlichemal unter die Erdsohle. „Er ist zu gering beim Steiß!“ hörte ich den Vater und den Knecht noch lachen; das Wort weckte mich. Es handelte sich um meine Mannbarkeit. Nicht mehr der Halterbub wollt' ich sein, der am Tisch bei der untersten Ecke sitzen mußte, der nirgends ein Wörtlein mitsprechen durfte, der — wußte er was Gescheites — dasselbe mit den Kälbern und Schafen bereden konnte. Mein Sinn stand nach dem Höchsten; groß, stark und selbständig wollte ich sein wie der Weidknecht. Und siehe, der Mensch wächst mit seinen höheren Zwecken! Ich führte den Pflug und schnitt eine leidliche Furche. Die ausgeackerten Regenwürmer hoben verwundert ihre Köpfe, zu sehen, wer heute ackere!

Die Äcker meines Vaters hatten zähe, gelbrote, mit Graswurzeln durchflochtene Erde und die Sohlen waren ein endloser Darm und brachen auf der ganzen Pflugstrecke kaum ein einzimal ab. Mich freute das, denn so blieb der Pflug stets gleichmäßig in seiner Lage, und die Furche war regelmäßiger wie Teichgräberarbeit. Meinen Vater freute das nicht; er hätte viel lieber schwarze und mürbe Erdsohlen gehabt. „Schwarze Erde, weißes Brot!“ sagte der Spruch.

Als ich den Pflug das drittemal über den Acker leitete, lugte ich nach der Sonnenhöhe. Ach, diese Uhr stand! Es waren Wolken davor. Und wenn der Herrgott boshaft sein will und es heute nicht Mittag werden läßt . . .!

Es dauerte lange, bis zur Mahlzeit oben beim Hause die Mutter auf dem Söller stand, wie einst die Ahne, zwei Finger in den Mund hielt und einen Pfiff ausstieß, den der Waldschachen so prächtig nachmachte. Ich ließ die Handhaben los und gestand mir's: so schön habe die Mutter noch nie gepfiffen.

Dann ging's zum Mittagessen. Ich hütete mich wohl, die Erde mir von den Händen zu reiben, denn eben diese Kruste gab mir das Ansehen: ich war nicht mehr der Halterbub, ich war der Pflughaber, hatte die gleichen Rechte mit den Knechten; ich saß neben dem Vorknecht und bestrebte mich, gewichtige Reden zu führen. Man sprach über meine Leistung; da schwieg ich, denn meine Leistung verstand sich von selber.

Es ist ein kleines Ding aus der Jugendzeit, es ist kaum groß genug, daß man's so laut sagt; aber für den Landmann ist's ein wichtiger Tag, wenn er das erstemal seine Hand

an den Pflug legt. Das Schwert, das Kreuz ist Gegenstand großer Abhandlungen; ich halte auch den Pflug für ein Symbol der Welt-erlösung. Den grauen Erdstaub, der damals an meiner Hand kleben blieb und mit dem ich zum Mittagessen ging — ich möchte ihn nicht gern verwischen — er ist mir altem Bauer das, was dem Schmetterling der Goldstaub.

Und so mag ich's wohl noch sagen, daß ich im selben Jahre den ganzen Acker umgebaut

habe, daß mein Vater mit frommer Hand das Korn in die Erde gestreut hat, und daß im nächsten Frühjahr das Korn in erfreulichster Grüne gestanden ist.

„Seit zehn Jahren hab' ich kein solches Kornfeld mehr gehabt“, hatte mein Vater hierauf gesagt. Im Hochsommer, als die schweren Halme zur Reife neigten, schlug der Hagel die Frucht in den Erdboden hinein.

Richtlinien für die Obstbaumspritzung im Jahre 1949

Dr. W. Kotte, Freiburg i. Brsg.

Die Winterspritzung

Eine sorgfältig durchgeführte Winterspritzung ist die beste Grundlage der Schädlingsbekämpfung. So war es bisher und so wird es zunächst auch bleiben. Mit der Einführung neuer, vielseitig wirksamer Insektengifte, vor allem des „E 605“, ist die Frage aufgetaucht, ob eine Wiederholung der Winterspritzung wirklich in jedem Jahr notwendig ist. In der Tat kann man daran denken, durch eine Vorblütespritzung mit Zusatz von „E 605“ alle jene Schädlinge zu erfassen, die man bisher mit der Winterspritzung bekämpfte: Frostspanner, Knospenwickler, Blattläuse, Apfelblütenstecher und Rote Spinne. Die Winterspritzung wäre dann nur noch alle paar Jahre einmal nötig, um die Bäume von Moos und Flechten zu säubern. Das Fortfallen der Winterspritzung würde selbstverständlich eine große Einsparung an Material, Benzin und Arbeitsleistung bedeuten.

Ob diese Vereinfachung des Spritzkalenders durchführbar ist und allgemein empfohlen werden kann, muß zunächst in sorgfältigen Versuchen geprüft werden. Sie setzt voraus, daß die Vorblütespritzung zum richtigen Zeitpunkt und mit aller Sorgfalt durchgeführt wird. Daher wird die Spritzfolge ohne Winterspritzung hauptsächlich für sorgfältig geleitete Einzelbetriebe, weniger aber für Gemeinschaftsspritzungen in Frage kommen. Der große Vorteil der Winterspritzung: daß sie in eine arbeitsarme Zeit fällt und nicht so eng an einen bestimmten Termin gebunden ist wie die anderen Spritzungen, darf nicht übersehen werden.

Folgende Spritzmittel stehen für die Winterspritzung zur Verfügung: O b s t b a u m -

karbolineum-emulgiert. Es wird in 8–10%iger Konzentration angewendet. Die früher für Steinobst empfohlene Herabsetzung auf 6% kann für die heute gelieferten Karbolineen wohl kaum aufrechterhalten werden. Bei Birnen und Zwetschgen darf man nach dem Schwellen der Knospen nicht mehr mit Obstbaumkarbolineum spritzen, da sonst Knospenschäden zu erwarten sind. In Gebieten mit San-José-Schildlaus-Befall kommt Karbolineum-emulgiert nicht als Winterspritzmittel in Frage, da es gegen diesen Schädling ungenügend wirksam ist. Gelbspritzmittel sind vielseitiger in der Wirksamkeit und, in erhöhter Konzentration verspritzt, auch gegen die San-José-Schildlaus wirksam. Dort, wo keine San-José-Bekämpfung nötig ist, verwendet man die Gelbspritzmittelpasten in 2%iger, die Pulver in 1%iger Stärke; das pulverförmige Selinon wird jedoch 2%ig verwendet. Im San-José-Befallsgebiet wird die Konzentration um die Hälfte erhöht; Selinon ist dort z. B. 3%ig anzuwenden. Dinitrokresolhaltiges Obstbaumkarbolineum ist in seiner Wirkung sicherer als reine Gelbspritzmittel; es hat sich im Obstbau gut eingeführt. Anwendung nach Gebrauchsanweisung, meist 3%ig. Mineralöl-Spritzmittel sind Sonderpräparate für die San-José-Bekämpfung. Ihre Wirksamkeit gegen andere Obstbaumschädlinge ist jedoch gering, so daß eine gründliche Vorblütespritzung mit Insektengiften folgen muß. Dinitrokresolhaltige Mineralölspritzmittel, sog. „Gelböle“, werden voraussichtlich 1949 zum erstenmal in den Handel kommen. Sie werden im Ausland als wirksamste und vielseitigste Winterspritzmittel gern verwendet; im San-José-Befallsgebiet werden sie uns sehr nützlich sein.

Die Winterspritzung kann schon im Dezember beginnen. Bei günstigem, d. h. frostfreiem und windstillem Wetter kann sie bis zum Schwellen der Knospen durchgeführt werden. Eine späte Winterspritzung, während des Knospenschwellens und unter Anwendung von dinitrokresolhaltigen Mitteln durchgeführt, erfaßt auch einen großen Teil der Apfelblütenstecher. Zu einem früheren Zeitpunkt ist jedoch diesem Schädling mit keinem Winterspritzmittel beizukommen.

Welches Winterspritzmittel man auch verwendet — es muß gründlich gespritzt werden. Die ganze Krone muß, bis in die äußersten Zweigspitzen, tiefend naß sein. Bei unachtsamer Spritzung bleibt der Erfolg der Winterspritzung immer ungenügend.

Die Vorblütespritzung

Die wichtigste Aufgabe der Vorblütespritzung ist die Bekämpfung der Erstansteckung durch den Schorf. Ferner soll sie, wenn die Winterspritzung unterlassen oder nicht mit ausreichender Sorgfalt durchgeführt wurde, die fressenden und saugenden Schädlinge erfassen. Zur Schorfbekämpfung verwenden wir Kupferkalk 2—1⁰/oig oder Ob 21 (bzw. Cupromag) 0,5—0,25⁰/oig. Die höheren Konzentrationen sind bei früher, die niederen bei später Vorblütespritzung zu nehmen. Bei kupferempfindlichen Apfelsorten (Boskoop, Cox Orangen) nimmt man zur späten Vorblütespritzung besser Schwefelkalkbrühe 2⁰/oig + Ob 21 (oder Cupromag) 0,1⁰/oig. Arsenzusatz ist bei der Vorblütespritzung zu unterlassen! Er gefährdet die Bienen (blühender Löwenzahn!) und man erreicht mit ihm nicht dasselbe wie mit den neuen Insektengiften.

Glaubt man, zur Vorblütespritzung ein Insektengift hinzufügen zu müssen, so stehen hierzu folgende Präparate zur Verfügung: Spritzgesarol 1—1,5⁰/o, Spritzviton 0,5—1⁰/o, Nexen 0,3⁰/o oder E 605 0,01—0,02⁰/o. Über ihre Wirksamkeit ist folgendes zu sagen: gegen fressende Raupen (Frostspanner, Knospenwickler usw.) sind sie alle gut wirksam. Ebenfalls sind alle diese Mittel, in der höheren Konzentration und frühzeitig (sobald die ersten Blattspitzen sichtbar werden) verspritzt, zur Apfelblütenstecherbekämpfung brauchbar. Gegen Blattläuse sind alle diese Mittel, mit Ausnahme von Spritzgesarol, wirksam, insbesondere Nexen und E 605. Gegen Rote Spinne dürfte nur E 605 brauchbar sein.

Zieht sich bei kühler Frühjahrswitterung

die Entfaltung der Knospen lange hin, so ist eine zweimalige Vorblütespritzung notwendig. Die zweite ist dann möglichst nahe an die Blüte heranzuschieben.

Während der Blüte ist jede Spritzung mit Arsen oder anderen Insektengiften zu unterlassen!

Die erste Nachblütespritzung

(sofort nach Beendigung der Blüte)

ist wieder wegen des Schorfpilzes nötig, der jetzt die jungen Früchte befallen kann. Insektenschäden sind beim Kernobst in dieser Zeitspanne kaum zu erwarten, wenn man die Winterspritzung und die Vorblütespritzung richtig ausgeführt hat. Es genügt für die erste Nachblütespritzung also im allgemeinen eine Brühe, die nur ein Pilzgift enthält: Schwefelkalkbrühe 1⁰/oig + Ob 21 (oder Cupromag) 0,05⁰/oig. Bei schwefelempfindlichen Äpfeln (Cox Orangen, Winterrambour usw.) ist Pomasol oder Fuklasin (0,75⁰/o) zu wählen. Im San-José-Befallsgebiet dürfte ein Zusatz von 0,02⁰/o E 605 nützlich sein, um die auslaufenden Junglarven, die sich an Zweigen und Früchten festsetzen wollen, zu vernichten.

Die zweite Nachblütespritzung

(2—4 Wochen nach der ersten).

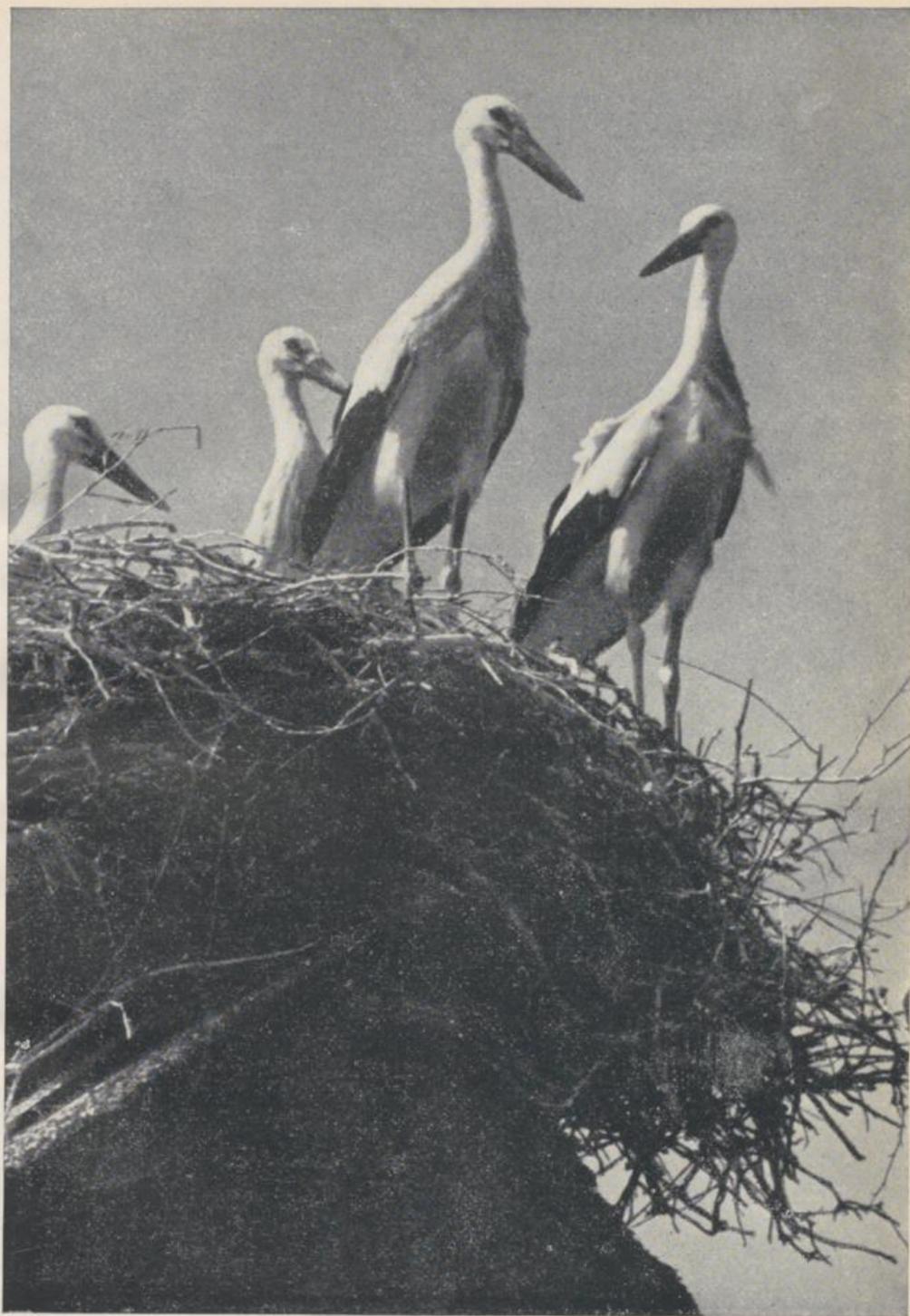
Sie hat die wichtige Aufgabe, die Obstmade zu bekämpfen; außerdem setzt sie die Schorfbekämpfung fort. Gegen die Obstmade verwenden wir Bleiarsenat; ein ungiftiges Mittel für diesen wichtigen Zweck ist noch nicht gefunden. E 605 hat sich in Versuchen bisher gut bewährt, so daß dieses Mittel die meiste Aussicht hat, das Arsen aus seiner letzten Stellung im Obstbau zu verdrängen. E 605 ist nicht ungiftig, doch hinterläßt es keinen Giftrückstand auf den Früchten, wie das Bleiarsenat.

Spritzbrühe für die zweite Nachblütespritzung: Schwefelkalkbrühe 1⁰/o + Bleiarsenat 0,4⁰/o (oder, wenn man's versuchen will, E 605 0,02⁰/o). Bei schwefelempfindlichen Sorten ist statt der Schwefelkalkbrühe wieder Pomasol oder Fuklasin 0,75⁰/oig zu nehmen.

Dort, wo erfahrungsgemäß der Schorf oder die Obstmade besonders stark auftreten, wird eine dritte Nachblütespritzung, 10—12 Tage nach der zweiten, mit der gleichen Brühe durchgeführt.

Die Spätschorfspritzung

sollte man bei wertvollen Lageräpfeln niemals versäumen. Sie ist mit Kupferkalk 0,3⁰/o



Glückliche Familie

oder
Anf
brau
kein

und
Wic
bäu

K
zung
oder
von
Spri
Schr
zu b
schu
mit
(ode
gefü
reid
Fros
Nex

Z
sind
mit
ferz
letz
säge
u. U
auf
Schw
0,02
Abf
ren.

F r

⊕

D
stan
des
Woh
eine
Kais
aufg
drüc
dene
Entr
ben.
eifrig

oder Ob 21 (bzw. Cupromaag) 0,10% Anfang August durchzuführen. Insektengift braucht nicht hinzugefügt zu werden. Auf keinen Fall darf Arsen zugesetzt werden!

Fügen wir zu dem vorstehenden, für Äpfel und Birnen bestimmten Spritzplan noch das Wichtigste über die Spritzung der Steinobstbäume hinzu:

Kirschen erhalten eine Winterspritzung mit Obstbaumkarbolineum-emulgiert oder Gelspritzmittel, zweckmäßig mit Zusatz von 1–2% Kupferkalk. Diese kombinierte Spritzung genügt im allgemeinen, um die Schrotschußkrankheit und tierische Schädlinge zu bekämpfen. Nur in ausgesprochenen Schrotschußlagen wird noch eine Nachblütespritzung mit Schwefelkalk 1% + Kupferkalk 0,15% (oder Ob 21 bzw. Cupromaag 0,05%) durchgeführt. Sofern die Winterspritzung nicht ausreichte, kann der Nachblütespritzung zur Frostspannerbekämpfung Gesarol, Viton, Nexen oder E 605 hinzugesetzt werden.

Zwetschgen und Mirabellen sind sehr dankbar für eine Winterspritzung mit den üblichen Mitteln (jedoch ohne Kupferzusatz!) und eine Nachblütespritzung. Die letztere dient der Bekämpfung von Pflaumsägewespe, Blattläusen, Roter Spinne und u. U. auch der Maikäfer; sie wirkt sich oft auf den Ertrag sehr günstig aus. Spritzbrühe: Schwefelkalk 1% + Nexen 0,3% oder E 605 0,02%. Diese Spritzung ist sofort nach dem Abfallen der meisten Blütenblätter auszuführen. Man spritzt mit scharfem Strahl die letz-

ten Blütenblätter herab. Kommt nur die Maikäferbekämpfung in Frage, so kann man, außer den genannten Mitteln, auch Viton 1% oder Gesarol 2% wählen; beim letzteren dauert die Abtötung der Käfer etwas länger. Man spritzt gegen Maikäfer, sobald der Hauptflug der Käfer beginnt, und wiederholt die Spritzung, wenn der Flug sehr lange anhält. Niemals aber darf man mit den Insektengiften in die offene Blüte spritzen!

Die Pfirsiche vertragen in unserem Klima das Obstbaumkarbolineum nicht gut, dagegen kann man mit Gelspritzmitteln arbeiten; man beugt damit dem Blattlausbefall vor. Sehr wichtig ist für den Pfirsich eine Vorblütespritzung mit 1% Kupferkalk auf das kahle Holz, beim Schwellen der Knospen. Mit ihr verhütet man die Kräuselkrankheit. Nach dem Austrieb verträgt der Pfirsich weder Kupfer noch Schwefel. Ist dann noch eine Pilzbekämpfung notwendig (Schrotschuß, Schorf), so wählt man Pomasol oder Fuklasin 0,5%ig. Als Insektengift steht beim Pfirsich das E 605 unbedingt an erster Stelle. In 0,02%iger Stärke vernichtet es schlagartig auch die gegen alle anderen Mittel widerstandsfähige „Mehlige Pflaumenlaus“.

Die neuen Pflanzenschutzmittel haben uns, wie die vorstehenden Ausführungen zeigen, große Fortschritte in der obstbaulichen Schädlingsbekämpfung gebracht. Der Obstzüchter sollte diese nützlichen Präparate benutzen lernen. Bei sachgemäßer Anwendung – kein wahlloses Herumprobieren! – bringen sie ihm eine große Hilfe zur Sicherung und Steigerung seiner Ernten.

Fritz Withum, Landwirtschaftsrat i. R., Karlsruhe

Erinnerungen an den Badischen Landwirtschaftlichen Verein

Die Lage der Landwirtschaft und des Bauernstandes war zu Ende des 18. und im Anfang des 19. Jahrhunderts keineswegs eine rosige. Wohl war in unserem badischen Heimatlande eine drückende Last, die Leibeigenschaft durch Kaiser Josef II. und Markgraf Karl Friedrich aufgehoben worden, aber noch bestanden Bedrückungen mancher Art, so die verschiedenen Fronde, meistens Naturalfronden, die Entrichtung von Zehnten und anderen Abgaben, Hemmnisse, die auch den fleißigsten und eifrigsten Landmann zur Untätigkeit reizen

konnten, besonders wenn er sehen mußte, daß eine derartige Besteuerung des Grund und Bodens mit dem wirklichen Ertrag desselben manchmal in einem schreienden Mißverhältnis stand. Zu alledem kamen noch um die Jahrhundertwende endlose Kriegsjahre und Mißernten. Erst als wieder ruhigere Zeiten eintraten, begann man, dem Bauernstand und mit ihm der Landwirtschaft mehr Aufmerksamkeit zu schenken, wohl erkennend, daß er doch der erste Stand im Volke ist; ein Dichter jener Zeit meinte:

„Zwar nützt ein jeder Biedermann dem lieben Vaterland.

Er diene ihm mit Kunst, er diene ihm mit Waffen,

Doch muß der Bauernstand uns allen Brot verschaffen.“

Was den Bauernstand niederhielt, war die von den Vätern vererbte Unselbständigkeit und Gedrücktheit, die vor einer rechtlich geregelten Selbsthilfe und gemeinsamem Vorgehen des Standes scheute. Eine solche Einrichtung hatte schon der bad. Markgraf Karl Friedrich, der sein Volk und sein Land wohlhabend und glücklich machen wollte, in den 1760er Jahren zu schaffen gesucht, als er eine Gesellschaft ins Leben rief, deren Hauptaufgabe sein sollte, durch Erforschung der besten Mittel und Veranstaltungen die Wohlfahrt des Landes zu fördern, das war die „ökonomische Gesellschaft“, die nur kurze Zeit bestand.

Auf dem im Frühjahr 1819 einberufenen ersten bad. Landtag wurde der Anstoß zur Gründung eines landw. Vereins gegeben. In der ersten Kammer erstattete am 3. 5. 1819 der Staatsrat Baumgärtner einen Bericht über die Verbesserung der Landeskultur, und am 19. 5. wurde in einem Kommissionsvorschlag darauf hingewiesen, daß die Landwirtschaft in allen ihren Zweigen in unserem Vaterlande ebenso wie in anderen Ländern, insbesondere in England, nur durch Gründung landw. Gesellschaften in einen blühenden Zustand gebracht werden kann.

Dieser Anregung folgend, machte der Ettlinger Oberamtmann Dr. Ackermann mit Erfolg den Versuch, einen landw. Verein im Bezirk Ettlingen zu gründen. Am 4. Juni 1819 traten in Ettlingen neun „Freunde des Vaterlandes und der Landwirtschaft“ zusammen, um für das Vaterland einen Verein zu gründen, dessen Zweck sein sollte, die bad. Landwirtschaft und mit ihr in nächster Verbindung stehenden Gewerbe zu vervollkommen.

Am 1. August desselben Jahres erfolgte die landesherrliche Bestätigung des Vereins, und am 4. August 1819 fand eine Versammlung statt, in welcher beschlossen wurde, diesen Tag als Gründungstag des Vereins anzusehen.

Noch im Gründungsjahr trat Markgraf Wilhelm von Baden dem Verein bei und wurde als Präsident gewählt.

Der Verein machte sich zur Hauptaufgabe praktisch zu wirken, die Theorie der Landwirtschaftslehre sollte ihm nur ein Mittel sein, die praktische Tendenz zu erleichtern,

zu befördern, zu berichtigen und in das praktische Leben einzuführen.

Zu den materiellen Mitteln, diese Aufgabe zu lösen, zählten landw. und statistische Schriften, soweit sie das Großherzogtum Baden angingen, nützliche Sämereien und Gewächse (das Samenkabinett), ein Kabinett für Modelle und Gerätschaften, ein Versuchsfeld, ein botanischer Garten und eine Zeitschrift.

Als vorzügliche Geschäftsgegenstände bezeichneten die ersten Satzungen die Behandlung des Bodens, der Werkzeuge für den Ackerbau, des Düngers, der Pflanzen, ihres Anbaues und der Fruchtfolge, der Viehzucht in allen ihren Zweigen, der Bienenzucht, die Beobachtung der Polizeigesetzgebung, soweit sie Einfluß auf das Gedeihen der Landwirtschaft hat, die Witterungsbeobachtungen in bezug auf das Gedeihen der Pflanzen.

Die oben erwähnte Zeitschrift sollte den Titel „Landw. Nachrichten“ führen; sie erschien jedoch erst von 1821 an in zwanglosen Heften unter dem Titel „Verhandlungen des landw. Vereins in Ettlingen“ und brachte u. a. Abhandlungen über Anbau verschiedener Kulturpflanzen, über Verbesserung der Rindvieh-, Pferde- und Schweinezucht, über Weinbau, Düngemittel, landw. Geräte. Auch enthielten sie eine Reihe von Vorschlägen, wie man der Landwirtschaft sonst aufhelfen konnte. Wenig bekannt wird heutzutage sein, daß einer hier gemachten Anregung zufolge sich eine Gesellschaft gebildet hatte, die den Titel „Verein zur Beförderung des Ackerbaues unter den Israeliten“ führte.

Das rasche Anwachsen des Vereins führte dazu, daß sich bald Bez.-Vereine bildeten; der erste war derjenige in Villingen. Sie bildeten Glieder des landw. Vereins. Auch entstand 1821 ein eigener Bienenzuchtverein.

Schon von vornherein hatte man im Verein die Errichtung von Bildungsanstalten für die Jugend in Aussicht genommen; doch fällt die Gründung eigentlicher landw. Schulen in eine spätere Zeit.

Von besonderem Interesse ist auch, daß schon 1821 ein Entwurf für einen auf Selbsthilfe zu gründenden Verein behufs Unterstützung von armen Landwirten, um sie gegen den Wucher zu schützen, angenommen wurde, die leider eine Idee blieb, da ihre Verwirklichung erst vor ca. 65 Jahren stattfand.

In Karlsruhe fand am 25. Oktober 1825 ein landw. Fest, verbunden mit Preisverteilung statt.

Dem raschen Aufschwung, den der landw. Verein in den ersten Jahren seines Bestehens

genommen, folgte gegen Ende der 1820 er Jahre eine Krise. Die bürokratische Einrichtung ließ ihn nicht recht lebenskräftig werden; besonders fehlte der kleine Landwirt, der sich an der Vereinstätigkeit so gut wie garnicht beteiligte. Im Jahre 1829 hörte die Herausgabe der landw. Zeitschrift auf; an ihre Stelle trat im Jahre 1833 das **Landwirtschaftliche Wochenblatt**, wie es heute noch besteht.

Am 14. Januar 1833 wurde seit 1825 wieder die erste Generalversammlung abgehalten und zwar unter dem Präsidium des Markgrafen Wilhelm von Baden. Der Verein setzte verschiedene Preise für hervorragende Arbeiten auf dem Gebiete der Landwirtschaft aus, so 100 Dukaten in Rheingold, gestiftet vom Großherzog für eine Abhandlung über die Geschichte der Landwirtschaft in Baden, 30 Dukaten (gestiftet von Markgraf Maximilian) für vier Ortsvorgesetzte, die sich um die Reinlichkeit in ihren Dörfern am verdienstesten gemacht haben.

Man ging nun an eine Reorganisation des Vereins, der 1835 neue Satzungen erhielt. Der Zutritt zum Verein wurde erleichtert, indem es dem Bezirksverein überlassen blieb, unbemittelte ausgezeichnete „Individuen“ unentgeltlich aufzunehmen. Infolgedessen stieg die Mitgliederzahl in dem neuen Jahr auf 8753. Sparkassen wurden in den Vereinen gegründet; bessere Behandlung des Düngers und Hebung der Viehzucht waren die Fragen der erneuten Vereinstätigkeit. Der Schäferei wurde mehr Aufmerksamkeit gewidmet; besonders wurde das Schäferei-Institut Gottesau neu organisiert und unter die Aufsicht des Vereins gestellt.

In diese Zeit der Vereinstätigkeit fällt auch die Errichtung von landw. Unterrichtskursen am evangelischen Schullehrer-Seminar in Karlsruhe. Diese Kurse sollten die Volksschullehrer befähigen, durch landw. Unterricht, welchen sie den bäuerlichen Schülern erteilten, den Mangel an Ackerbauschulen zu ersetzen.

Durch neue im Jahre 1838 angenommene Statuten wurde eine Gliederung des Vereins in Zentral-, Kreis- und Bezirksstellen und Ortsvereine geschaffen. Diese Organisation bestand bis 1852, sie hat dem Verein manchen Nutzen gebracht.

Im Jahre 1838 tagte in Karlsruhe vom 11.–17. September die zweite Wanderversammlung deutscher Landwirte. In den folgenden Jahren wurden alljährlich an bestimmten Orten des Landes landwirtschaft-

liche Feste mit Preisverteilung abgehalten. Diese fanden bis 1847 statt.

In dieser Zeit wurde eine rege Tätigkeit zur Förderung der Landwirtschaft entfaltet. Dem Tabak-, Wein- und Seidenbau wurde besondere Fürsorge zuteil. Auch fällt in diese Zeit die Verbreitung besserer Pflüge (Brabanter und Schwarzsche Pflüge). Eine weitere Musteranlage wurde auf dem Scheibenhardter Hofgut errichtet. Die Landeskulturgesetzgebung befaßte sich mit der Ablösung der Weidrechte, Faselviehhaltung, den Be- und Entwässerungsanlagen. Bei Hockenheim wurden 3000 Morgen Wiesen entwässert, bei welcher Arbeit acht junge Leute Unterricht im Wiesenbau erhielten, die später als Wiesenaufseher verwendet wurden. Das war der Anfang der Wiesenbauschule.

Die Zentralstelle des Vereins ließ aus der Schweiz Rigivieh kommen; für die Güter Aspich, Augustenberg, Rotenfels und Maximiliansau wurde 1847 durch den Verein Holländer Milchvieh angeschafft. Leider wurde der größte Teil dieses Viehs in den 1848 einsetzenden Wirren geraubt.

Die auf Anregung der Landstände im Jahre 1848 errichtete Ackerbauschule auf der Hochburg, die landwirtschaftliche Schule zu Weinheim und die Garten- und Obstbauschule zu Karlsruhe (1851 in einer Größe von 43 Morgen errichtet) wurden der Aufsicht der Zentralstelle des Vereins unterstellt.

Vom Jahre 1850 an wurde das 1833 gegründete „Landwirtschaftliche Wochenblatt“ als „Landwirtschaftliches Zentralblatt“ herausgegeben, wozu ein „Landwirtschaftliches Korrespondenzblatt“ mit mehr wissenschaftlicher Richtung kam. 1863 gingen diese Blätter wieder ein, und an ihre Stelle trat das frühere „Landwirtschaftliche Wochenblatt“. 1861 war die Zahl der Mitglieder auf 13 000 gestiegen. In diese Zeit fällt auch die Gründung einer sehr wichtigen Anstalt, der agrikulturchemischen Versuchsstation (Augustenberg), deren Leitung Dr. J. Neßler übernahm.

Die Viehzucht fand eine besondere Förderung in der Einführung guter Zuchtfarren, englischer Schweine und edler Pferderassen.

Unter den landwirtschaftlichen Festen dieser Zeit ist besonders das landwirtschaftliche Volksfest in Karlsruhe von 1855 zu nennen. Im September 1860 fand die 21. Wanderversammlung deutscher Land- und Forstwirte in Heidelberg statt, mit welcher eine Ausstellung landwirtschaftlicher Produkte, Geräte und Maschinen verbunden war.

Eine der wichtigsten Fragen war in den 1860 er Jahren die Schulfrage, die Einführung

und Hebung des landw. Unterrichts in den Volks- und Fortbildungsschulen auf dem Lande.

Der Krieg von 1866 hatte nicht nur eine Geschäftsstockung und vermehrte Lasten des Landwirts zur Folge, sondern das badische Hinterland hatte auch das Unglück, daß es zum Schauplatz blutiger Treffen wurde und durch Verwüstung der Ernte zu leiden hatte.

Im Jahre 1869 konnte der Verein das Fest seines 50 jährigen Bestehens feiern. Es war verbunden mit einer in der Zeit vom 22.–26. September in Karlsruhe abgehaltenen landwirtschaftlichen Zentralausstellung von Zuchtieren, land- und forstwirtschaftlichen Produkten, Geräten, Maschinen, Düngemitteln usw. Ettlingen, die Geburtsstätte des Landwirtschaftlichen Vereins, beging eine würdige Jubelfeier; man errichtete dort einen Denkstein, siehe untenstehende Abbildung – beim Sportplatz, erste Haltestelle der Albtalbahn in Ettlingen – zum bleibenden ehrenden Gedächtnis der Männer, die den Verein ins Leben gerufen haben.

Der damalige Generalsekretär des Vereins, Dr. V. Funk, veröffentlichte eine Jubiläumsschrift „Das landwirtschaftliche Vereinswesen in Baden“, eine eingehende interessante Darstellung der Geschichte des Vereins.

Im Jahre nach dem Jubiläum brach der Krieg mit Frankreich aus, der an die badische Landwirtschaft und den Verein große Anforderungen stellte, denen der badische Landwirt vollauf gewachsen war. Im neugegründeten Reich nahm der Verein einen ungeahnten



Aufschwung. Die in den 1850er und 1860er Jahren erstrebten und in so vielen Versammlungen besprochenen und versprochenen Neuerungen auf dem Gebiete der Landwirtschaft wurden in die Tat umgesetzt. Vor allem war es das Genossenschaftswesen, das damals wie heute segensreich für die badische Landwirtschaft wirkte. Allenthalben wurden ländliche Konsum- und Kreditvereine eingeführt, die eng dem großen Landesverein angegliedert wurden.

Anfangs der 1890er Jahre erfolgte aus dem Landw. Verein die Schaffung eines Landwirtschaftsrates. Letzterer wurde 1906 aufgehoben und an seiner Stelle die Landwirtschaftskammer errichtet.

Im Jahre 1912 zählte der landwirtschaftliche Verein in 15 Gauverbänden mit 67 Bezirksvereinen rund 45 000 Mitglieder, trotzdem sich in den letzten Jahren eine Reihe sonstiger landwirtschaftlicher Vereinigungen gebildet hatten. Die letzten 25 Jahre des Bad. Landw. Vereins, unter den Präsidenten Salzer, Wachs, und Merton, brachten dem Verein einen Auftrieb, nicht zuletzt dank seiner im Jahre 1910 eingerichteten Saatgutvermittlung und welcher badische Landwirt, der seine Saatkartoffeln, sein Saatgetreide usw. vom Landwirtschaftl. Verein bezogen hat, würde nicht freudig die Rückkehr dieser segensreichen Einrichtung und der auch im Jahre 1910 eingegliederten Zentralstelle für Pflanzenschutzmittel willkommen heißen.

Wie vielen alten bewährten Organisationen und Einrichtungen wurde auch dem Bad. Landwirtschaftlichen Verein das Jahr 1933 zum Verhängnis; trotz energischer Gegenwehr wurde er im Jahre 1934 in den Reichsnährstand eingegliedert, seine Bezirksvereine unter Wegnahme ihrer Vermögen in Kreisbauernschaften umgewandelt, Männer mit reicher Erfahrung, die jahrzehntelang ihre Kraft in aufopfernder, uneigennütziger Tätigkeit zur Verfügung gestellt hatten, ihres Amtes enthoben.

Mit Genugtuung und berechtigter Hoffnung begrüßen wir alle den Bauernverband Württemberg-Baden als eine Organisation, die sich dieselben Aufgaben zum Ziele gesetzt hat, wie sie der Bad. Landw. Verein 115 Jahre lang gemeistert hat. Wenn dann noch die vor 1933 angebahnte Dreiteilung in der badischen Landwirtschaft, nämlich:

Wirtschaftspolitik (Bauernverband)

Wirtschaftstechnik (Landwirtschaftskammer)

Wirtschaft (Genossenschaften)

zur Wirklichkeit wird, kann die badische Landwirtschaft beruhigt in die Zukunft blicken.



DER GÖTZENHOF

Erzählung von P.A. Schmidt

Über Nacht und Tag war es Frühling geworden. Lange hatte ein warmer Wind verblich um die Gunst des verschlossenen Landes gebuhlt, nun aber regten sich in den Tälern die ersten Schlüsselblumen, und auf sonnigen Bergkuppen standen die blauseidenen Wunderkelche der Küchenschelle.

Von tagelangen Regengüssen angeschwollen drängte die Tauber ihre Wasser über die Ufer, unter alten Erlen und Weiden dahinbrausend. Übermütig, in neu verjüngter Kraft schossen die Wellen zu Tale.

Mit dem Blick hinunter ins Tal lag auf halber Höhe der Götzenhof, ein geschlossenes Viereck von Wohngebäuden, Scheunen und Stallungen. Über dem Rücken des Berges krümmten sich braune Felder bis hinan zur Kuppe, die von einem dunkel aufragenden Kiefernwalde gekrönt wurde. Diese Felder waren Eigentum des Johannes Götz, des Herrn vom Götzenhof. Auch ihm rauschten die Wasser der Tauber, wie all seinen Vorfahren, die seit urdenklichen Zeiten auf dem Götzenhofe gesessen waren. Die Tauber würde weiteraus durch Jahrzehnte und Jahrhunderte, aber Götzen würden nach menschlichem Ermessen keine mehr auf dem Hofe sitzen. Der Bauer wußte dies, wußte es seit Jahren, da ihm die Hanne ein totes Knäblein zur Welt gebracht hatte, dem sie beinahe nachgefolgt wäre zum ewigen Schläfe in der heimatlichen Scholle. Aber kein rasch erlösender Tod war der Hofbäuerin beschieden gewesen. Seit dritthalb Jahren lag sie auf dem Krankenbette und siechte mählich dahin. Schweigend trug die Bäuerin ihr Los, schweigend und gesenkten Hauptes trug es der Johannes Götz.

Der Frühling, der heuer seinen Einzug hielt, fand die Bäuerin hinfälliger denn je. Die Kranke, die alles überdachte und ergrübelte, fühlte im Lauf der Jahreszeiten den Sinn alles Werdens und Vergehens. Sie atmete den Duft der Wiesen, den der Wind herübertrug, sie sah des Morgens die Sonne aufgehen und ahnte die abendliche Feierlichkeit der auf-

steigenden Sterne. Sie hörte die Knechte und Mägde hantieren, ehe sie zur Arbeit aufs Feld zogen, das aufgeregte Gackern des Geflügels vom Hühnerhof drang zu ihr herüber, oder das dumpfe Brüllen eines Tieres aus einem offenen Stalle.

Im Geiste ging die Bäuerin durch Haus und Hof, nach dem Rechten sehend und oft fragte sie von ihrem Krankenlager aus, ob dies oder jenes schon getan sei. Im Verlaufe ihrer Krankheit hatte die Bäuerin ein geschärftes Gefühl bekommen für alles, was im Hause nicht ordnungsgemäß vor sich ging. Erkenntnisse und Vorahnungen, die sie früher nie gehabt oder für möglich gehalten hatte, gingen ihr auf.

Da war eine entfernte Verwandte der Bäuerin, als zehnjährige Waise auf den Götzenhof gekommen, über welche die Hofbäuerin sich unruhige Gedanken machte. Siebzehn Jahre zählte die Anne Michel heute, aber sie sah aus wie eine Zwanzigjährige mit unstill begehrenden Augen und einem sinnlichen Lächeln um die Mundwinkel.

Die Hanne dachte darüber nach, wem dieses Lächeln gelten mochte, aber auf dem Hofe war niemand, den die Kranke in Beziehung mit der Anne Michel bringen konnte oder bringen wollte.

*

Die Anne Michel ging elastischen Schrittes die Wiesen hinunter, der Tauber zu, um der Kranken einen Strauß Schlüsselblumen zu pflücken. Eitel Sonne lag über der Welt. Frühlingswölkchen hingen am Himmel, lustige Wimpel des Lenzes. Die Tauber rauschte ihr Lied, die Erlen nickten und die silbergrauen Weiden wiegten sich säuselnd im Winde. Das Mädchen pflückte ohne Hast. Ein Bild des Frühlings, gleich ihr junger ranker Mädchenleib einer Blume, gewachsen an den schwellenden Ufern der Tauber.

Nun hielt ihre Rechte einen leuchtenden Strauß gelber Schlüsselchen, und langsam versonnen, ohne aufzublicken, schritt sie bergan.

Plötzlich stand der Götzenbauer vor ihr, an den Stamm eines jungen Apfelbaumes gelehnt. Die Anne Michel schrak leicht zusammen, dann aber lächelte sie den Hofbauern an und reichte ihm wortlos die Blumen.

Ein erstaunter Blick aus den Augen des Mannes streifte ihre Gestalt. Er nahm den Strauß zögernd in seine schwielige Rechte und strich mit der Linken wie liebkosend darüber hin.

Schweigend standen sie einander gegenüber, endlich zögerte die Anne: „Sind die Blumen nicht schön?“

Der Bauer holt tief Atem. Fast täppisch stand er vor dem Mädchen, und es klang wie ein herbes Verzichten, als er sagte: „Bring die Blumen der Hanne.“ „Du leidest viel um die Hanne,“ antwortete das Mädchen mit niedergeschlagenen Augen. Der Götzenbauer antwortete nichts, als aber die Anne immer noch unerschlossen stand, sagte er barsch: „Geh, du kannst mir auch nicht helfen, da drinnen ist etwas zerbrochen.“

Da ging die Anne Michel, mit einem schmerzlichen Zug um die Mundwinkel. Lässig trug sie die Blumen in der Hand.

Johannes Götz stand und blickte ihr nach. Schwer hob und senkte sich seine Brust. Es war ihm, als habe man ihm soeben eine neue Last aufgebürdet, und es schien ihm unmöglich, sie abzuschütteln. Als müsse er seine überschüssige Kraft irgendwo auslassen, ergriff er eine Baumstütze, die neben ihm stand, zerbrach sie über dem Knie in kleine Stücke und warf sie in weitem Bogen die Wiese hinunter. Dann stieg er langsam und nachdenklich hinan zu den Furchen des frisch gebrochenen Feldes.

Von jenem Tage an war der Johannes Götz wie umgewandelt. Es war, als suche er überall die Augen der Anne Michel, aber sobald er die Anne allein traf, im Stall oder in der Küche, wich er ihr aus. Selbst im Beisein anderer sprach er kaum mit ihr.

Dennoch fühlte das Mädchen seinen Blick, ohne daß er sie anschaute, und sie dachte darüber nach, was es eigentlich sei, das ihr Herz so schlagen ließ mit neuem und starkem Pochen, sobald der Hofbauer in der Nähe war.

Johannes Götz stand in der Vollkraft seiner Jahre. Es gab viele junge Burschen in den benachbarten Dörfern, die der Anne Michel wohl gefielen, aber konnte sich auch nur einer mit dem Johannes Götz vergleichen? Und wie kam es überhaupt, daß die Anne immer den Hofbauern als Maßstab an die Andern legte, wenn sie deren Wert oder Unwert feststellen wollte? Die Anne suchte solche Vergleiche

nicht, unwillkürlich drängten sie sich ihr auf. Aber all dies würde nicht sein, dachte sie oft, wenn der Hofbauer ein gesundes kräftiges Weib und eine Schar blühender Kinder hätte.

So würden die Sorgen des Hofbauern auch die Sorgen des Mädchens, und es war ihr oft, als müsse sie dem Manne eine Liebe erweisen, größer denn allen anderen Menschen, um Licht in sein dunkles Leben zu tragen.

Mählich verlor die Anne Michel ihr Lachen, ein herber Zug lag um ihre reifen Mundwinkel. Da wußte Johannes Götz, daß sie um ihn litt.

*

Die Anne Michel und der Götzenbauer saßen auf einem Bänkchen im Garten hinter dem Hause. Langsam kam die Nacht aus den Wiesen emporgestiegen, erst die Ferne und dann die Nähe verhüllend, groß und schweigend, wie die beiden Menschen, die umeinander litten. Atemnah saßen sie nebeneinander, durch eine innere, unaussprechliche Gemeinschaft verbunden.

Unbegreiflich schien dieses Dasein mit seinen Engen und Fesseln. Licht war in den Sternen, aber Nachtwind im dunklen Laub der Bäume.

Der Götzenbauer legte seine Hand in die des Mädchens. Melodisch klang das Lied der Tauber empor aus dem nachtdunklen Tale, es flüsterte und raunte in den Wipfeln wie ferne gedämpfte Musik. Der Nachtwind sang, ur-ewiger Sehnsucht voll.

„Johannes, wenn ich ein Opfer für dich bringen könnte——“ Der Mann trank die Worte des Mädchens wie ein Verdurstender: „Du . . . du!“ Und weiter flüsterte die Anne, es war, als spräche sie mit sich selbst: „Warum muß das alles so sein, das mit der Hanne, und das, daß ich dich so lieb habe wie keinen Menschen auf Erden!“

„Es muß wohl so sein“, entgegnete der Bauer erschauernd.

Die Anne schloß die Augen und lehnte sich in die Arme des Mannes, der sie umfing, als wollte er sie ewig so halten und im Taumel der Stunde alles vergessen, was ihn von der Anne trennte.

Die Stimmen schwiegen. Was sollten sie sich auch sagen? Mehr als Worte wog das Gefühl des Beisammenseins in der Verzücktheit unauflöslicher Umarmung.

*

Der Hanne auf ihrem Krankenlager war nichts zu verbergen. Die Ahnung, daß ihr Johannes die Anne liebe, steigerte sich in ihr zur Gewißheit. Wie verändert war doch das Wesen des Johannes Götz. Wie anders sein

Gang, seine Haltung, seine Mienen und Blicke, der Tonfall seiner Stimme.

Die Hanne fühlte, daß er heuchelte, wenn er an ihr Lager trat. Die Maske, die er zur Schau trug, schützte ihn nicht vor den seelischen Augen, mit welchen die Kranke ihre Umwelt betrachtete.

Der Anne gegenüber hatte die Kranke die Empfindung, als ob alles Lüge an ihr sei, selbst die Kleider, die sie auf dem Leibe trug. Was schämte sie sich, die Nacktheit ihrer Sünde zu verbergen, wo doch in ihren Augen zu lesen stand, daß sie schuldig geworden war.

Mit inner'm Ohr hörte die Kranke das heimliche Geflüster der Liebenden, und mit geschlossenen Augen sah sie die Umarmungen der Beiden. Aber nicht das schmerzte die Hanne, daß sie nicht mehr das sinnlich liebende Weib des Johannes sein konnte, auf unvergängliche, zeitenlose Dinge schaute sie.

Ferner denn je war ihr die Seele des einst so geliebten Mannes, denn wenn er sie anblickte aus unruhvoll rastlosen Augen, merkte die Hanne, wie sein Blick an ihr vorüberglitt in's Wesenlose, ohne sie innerlich zu berühren. Seine Worte waren leerer Schall, und wenn er seine Hände in die ihren legte, mußte sie daran denken, daß diese Hände Liebkosungen verschwendet hatten an eine andere.

Mit der Kraft ihrer Seele die Liebe ihres Mannes zurückerobern, war bald der einzige Wille der Kranken. Ein offenes Wort zu sprechen, war ihr nicht gegeben, und was hätte es auch genützt, wenn er geleugnet hätte, was sie nicht beweisen konnte!

So oft nun Johannes zu seinem Weibe in die Stube trat, fing sie an, über das Jenseits zu sprechen. Sie sagte, sie würde nicht mehr lange leben, und er müsse nun lernen, das, was unsichtbar an ihr sei, zu lieben.

„Denn siehe“, sagte sie eines Tages, „unsere Liebe, mit der wir uns liebten, war vergänglich, nun müssen wir lernen, das Unsichtbare an uns zu lieben, wollen wir uns nicht ganz verlieren. Das ist der Sinn meiner Krankheit, und nur deshalb hat uns Gott dieses Schicksal auferlegt, daß wir lernen, das Unvergängliche zu lieben.“

Der Hofbauer erschauerte bei diesen Worten. Wie ein herbstlicher Wind strich es über ihn hin, und im Windhauch war der Geruch von welchen Totenkränzen.

Solche und ähnliche Worte sprach die Hanne oft. Manchmal fuhr sie mitten in der Nacht empor, weckte den schwer schlafenden Johannes und bat ihn, ihr einen Gesangbuchvers vorzulesen. Oder sie betete mit lauter Stimme

und flehte zu Gott, er möge ihr ihre Sünden nicht anrechnen und ihr helfen, auch denen zu verzeihen, die ihr Böses getan hätten.

Dem Johannes Götz war bei all dem, als schnüre ihm einer die Kehle zu. Die Reden der Hanne kamen ihm nicht aus dem Sinn. Überall, wo er ging oder stand, fühlte er die Nähe der Sterbenden, wie er früher die Nähe der Anne gefühlt hatte. Er fing an, sich nicht mehr zu begreifen, und während sich seine Gefühle, von Reue getrieben verwirrten, begann er sich innerlich mehr und mehr von der Anne Michel zu lösen.

Oft war er daran, der Kranken seine Schuld zu beichten, aber Scham versiegelte ihm die Lippen. Auch der Anne gegenüber fand er kein befreiendes Wort, sie sollte fort vom Hofe, fort aus seiner Nähe und in der Fremde vergessen — aber er brachte die Kraft nicht auf, das Mädchen fortzuschicken.

Die Anne fühlte die wachsende Entfremdung zwischen sich und dem Hofherrn, mit fremden, rätselhaften Augen ging der Johannes Götz an ihr vorbei, und das Mädchen erstarrte bei seinen Blicken.

*

Der Herbstwind wehte über die Stoppelfelder. Im Garten standen die letzten Asters und auf den abgemähten Wiesen blühten die Herbstzeitlosen.

Johannes Götz und Anne Michel gingen im Schweigen der Nacht. Die Bäume standen flüsternd und schwarz belaubt, gesenkten Hauptes hub der Hofbauer an zu sprechen, daß alles aus zwischen ihnen sein müsse. Er sei ein von Leidenschaft Verblendeter gewesen, aber nun hätte er seinen Seelenfrieden wieder gefunden und nichts könne ihn mehr von seinem Weibe trennen, selbst der Tod nicht, denn ihre Seele sei ständig um ihn.

Die Worte, die im Nachtwind verirrt, schlugen nur halb an das Ohr des Mädchens, aber sie begriff deren Sinn, auch wenn der Götzenbauer sie nicht ausgesprochen hätte. Aufschreien hätte sie mögen in namenlosem Schmerz, aber keine Kraft dazu war in ihr. Unter schmerzlichem Zucken würgte sie ein Geständnis von ihren Lippen, das den Johannes aufwühlte, wie Pflugschar den Ackerboden.

„Johannes, verstoße mich nicht ganz, ich trage Leben unter meinem Herzen!“ Der Hofbauer taumelte auf: „Du . . . du!“

„Nie kannst du von mir gehen, nie!“ schluchzte das Mädchen.

Eng umschlungen standen die Beiden im Schweigen der Nacht. Das Murmeln der Tauber klang vom Tale her, leise und melodisch und

in den Kronen der Bäume qualstöhnte der Wind. Die Unendlichkeit der Nacht hatte sich über den Beiden aufgetan, fern, unbegreiflich fern war der helle nüchterne Tag mit seiner rauen Wirklichkeit.

Zärtlich, wie einem kranken Kinde, strich Johannes dem Mädchen über die Stirne, aber er fand keine Worte. Was hätte er auch sagen sollen, welchen Trost, welche Hoffnungen konnte er geben, selber ein Trost- und Hoffnungsloser!

Wie zufällig blickte er an der Anne vorbei, zum Wohnhause hinüber. Im Zimmer der Kranken flackerte ein Lichtlein. Und dieses Licht, so schien es dem starrenden Hofbauern, wurde heller und heller. Rief da nicht wer seinen Namen? Wieder und wieder!

Und das Lichtlein flackerte und tanzte vor ihm her, wie eine arme Seele, die keine Ruhe findet im Grabe. Ein Säuseln, Klagen und Wimmern war in der Luft, daß dem Bauern das Blut in den Adern erstarre.

Von all dem schien die Anne Michel nichts zu vernehmen, sie fühlte nur, daß sie an der Brust des geliebten Mannes lag, ein hilfloses, schutzbedürftiges Weib, das ohne den Mann ein verworfenes, entehrtes Geschöpf war.

Plötzlich taumelte der Hofbauer auf, fast rauh stieß er die Anne zurück: „Die Hanne stirbt!“ und mit diesen Worten stürmte er dem Hause zu.

Zehn Schritte hinter dem Hofbauern wankte die Anne Michel ins Haus. Als sie in die Stube trat, lag Johannes Götz aufschluchzend über seinem toten Weibe. Die Kerze war halb herabgebrannt, einsam und verlassen war die Bäuerin gestorben. Der Anne Michel schwankte der Boden unter den Füßen, als sie sich dem Lager der Toten näherte.

Da wendete der Hofbauer sein Haupt. Ein Blick, irr und verzehrend traf das Mädchen, und mit erhobener Hand wies er nach der Türe.

Die Anne Michel gehorchte, denn sie begriff: Die Hanne war nicht tot für den Johannes Götz, aber Johannes Götz war tot für die Anne Michel.

Noch in der Nacht schnürte die Anne ihren Bündel und ging hinaus in die Fremde, einem unbekanntem Schicksal entgegen, oben aber in der einsamen Stube saß der Götzenbauer, der Letzte seines Namens, Totenwache haltend bei seinem Weibe.

Welchen Nutzen hat eine sachgemäße Geschmacksprüfung der Weine?

Regierungschemikerat M. Fischler, Augustenberg/B.

Eine sachgemäß vorgenommene Kostprobe gibt wertvollen Aufschluß über die Art und Entwicklung der Weine und auch über das Vorhandensein von Fehlern und Krankheiten. Durch die Geschmacksprobe erhält man Kenntnis über den Säuregehalt und damit über die erforderlichen Maßnahmen hinsichtlich der Behandlung des Weines, insbesondere über den zweckmäßigen Zeitpunkt des Abstiches. Ferner werden bei der Kostprobe Eigenschaften des Weines bemerkt, die einer Beachtung bedürfen. Eine gründliche Durchgärung ist die Voraussetzung für die Entwicklung und den Ausbau der Weine. In Weinen, die noch Zucker enthalten, finden Hefezellen, Krankheitserreger günstige Bedingungen zu ihrer Entwicklung. Man erkennt weiterhin bei der Kostprobe Farbe und Klärung des Weines. Von Einfluß auf die Farbe der Weine ist die Beschaffenheit des Traubenmaterials sowie die Herstellungsweise.

Um keine hochfarbigen Weißweine zu erhalten, muß das Keltern der Traubenmaische möglichst rasch erfolgen. Um das Braunwerden der Weine zu verhindern, hat sich die sachgemäße Schwefelung der Moste bewährt, wenn hierbei Traubensorte und ihre Beschaffenheit berücksichtigt werden. Zu diesem Zweck sind der Maische bzw. dem Saft je 100 Liter 5–10 g = $\frac{1}{2}$ –1 Tablette Natriumpyrosulfid zuzusetzen. Rotweine sollen einen feinen Fruchtgeschmack und viel Farbe aufweisen. Weder Gerbstoff noch Säure dürfen aufdringlich hervortreten. Gut gedeckte harmonische Rotweine lassen sich nur aus gesunden, vollreifen Trauben gewinnen. Von Bedeutung für die Bewertung eines Weines sind die Bukettstoffe. Unter Bukettstoffe versteht man Stoffe, die den Geruch und den Geschmack der Weine bedingen. Beim Reifen der verschiedenen Traubensorten bilden sich typische Bukettstoffe, so z. B. das Riesling-, Trami-

ner-, Muskatellerbukett. Man unterscheidet Bukettstoffe, die von der Traube stammen und Gärungsbukettstoffe, die erst durch die Hefe gebildet werden. Nicht minder wichtig für die Beurteilung eines Weines ist die Klärung, denn durch Trübung wird der Wert des Weines beeinträchtigt. Von besonderem Einfluß für die Beurteilung des Weines ist die Temperatur, bei der er gekostet wird. Ist die Temperatur zu nieder, so treten die Bukettstoffe nur teilweise hervor, ist sie zu hoch, so machen sich einzelne Bestandteile des Weines, hauptsächlich der Alkohol, störend bemerkbar. Die geeignetste Temperatur zum Proben für Weißweine liegt bei etwa 11° C, für Rotweine bei etwa 17° C. Es ist zu beachten, daß frisch abgelassene oder geschwefelte Weine erst nach Verlauf einer gewissen Lagerung geprobt werden können, dies gilt auch für Weine, die filtriert, geschönt oder durch einen Transport beeinflusst worden sind.

Zur Beurteilung der Weine ist vor allem eine genaue Kenntnis aller vorkommenden fehlerhaften, bzw. krankhaften Vorgänge im Wein unerlässlich. Erst dann wird es möglich sein, die durch Nase und Gaumen festgestellten Eindrücke nutzbringend zu verwerten, um zugleich auch die Maßnahmen zu ergreifen, die für eine erfolgversprechende Behandlung notwendig sind.

Einen zu hohen Essigsäuregehalt erkennt man an einem kratzenden Geschmack im Gaumen. Bei Jungweinen wird durch die vorhandene Kohlensäure der Essigstich verdeckt, ebenso bei Weinen, die noch unvergorenen Zucker enthalten. Bei alkohol- und säurearmen Weinen treten schon geringe Mengen Essigsäure stärker hervor, als in alkohol- oder extraktreichen Weinen. Ein Wein ist als verdorben zu bezeichnen, wenn der Gehalt an flüchtiger Säure (Essigsäure) über eine gewisse Grenze hinausgeht und im Geruch und Geschmack deutlich hervortritt. Böcksernde Weine besitzen einen an Schwefelwasserstoff erinnernden Beigeschmack. Er wird hervorgerufen, indem Schwefel oder Schwefelverbindungen durch die Tätigkeit von Organismen in Schwefelwasserstoff übergeführt werden. Eine Krankheit, die man häufig bei säurearmen Weinen, namentlich auch bei Obstweinen beobachten kann, ist der Milchsäurestich, erkennbar an einem unangenehmen Geschmack und Geruch nach Sauerkraut oder sauren Gurken. Er entsteht dadurch, daß der Zucker infolge fehlerhafter Gärung in Milchsäure und Essigsäure verwandelt wird. Als vorbeugende Maßregel kommt vor allem eine

gründliche Durchgärung der Weine in Betracht, wobei besonders auf eine zweckentsprechende Regulierung der Kellertemperatur zu achten ist.

Der Mäuselgeschmack, der an den Geruch von Mäuseharn erinnert, wird durch Bakterientätigkeit verursacht. Mäuselnde Weine sind meist essigstichig und enthalten fast immer noch unvergorenen Zucker.

Der Schimmelgeschmack ist auf das Vorhandensein schimmlicher Trauben oder auf die Benützung nicht einwandfreier Kellereigeräte zurückzuführen; auch schlechte Luft im Keller kann die Ursache sein.

Der Stopfengeschmack ist gekennzeichnet durch einen mehr oder weniger starken an Stopfen und Schimmel erinnernden Geschmack, der durch Mikroorganismen oder durch schlechte, fehlerhafte Korkstopfen erzeugt wird.

Ein häufig vorkommender Geschmacksfehler wird durch einen hohen Schwefelsäuregehalt hervorgerufen. Man bezeichnet solche Weine als „schwefelsäurefirt“. Die Schwefelsäure macht die Zähne stumpf, und der Wein schmeckt hart und sauer. Der Fehler wird dadurch verursacht, daß Weine in nicht genügend gewässerte Fässer gefüllt wurden, die lange Zeit außer Gebrauch waren und zur Gesunderhaltung öfters eingebrannt worden sind. Die in die Faßdauben eingedrungene Schwefelsäure wird dann von dem Wein allmählich aufgenommen. Es ist daher darauf zu achten, solche Fässer vor der Wiederbenützung gründlich, am besten unter Anwendung von Soda, auszulaugen und dann mit reinem Wasser gründlich auszuspülen.

Der bittere Geschmack mancher Rotweine wird durch eine von Mikroorganismen bewirkte Veränderung der Gerbstoffe verursacht, besonders dann, wenn der Wein zu lange auf den Trestern lag und mit der Hefe in Berührung blieb. Ferner sind Geschmacksfehler auf die Tätigkeit der Kahmpilze (Kuhnen), auf Zersetzungsvorgänge der Hefe (Hefeböckser) zurückzuführen. Weine, die in nicht spundvollen Fässern lagern, erkennt man an dem eigenartigen Luftgeschmack. Außerdem erwähne ich noch den Holz-, Faß-, Erd-, Rauch-, Unschlitt- und Metallgeschmack. Sie alle beeinflussen die Güte eines Weines in erheblichem Grade.

Aus den Ausführungen ist zu ersehen, daß eine sachgemäße Kostprobe nicht nur wertvolle Aufschlüsse über die Beschaffenheit eines Weines geben kann, sondern zugleich auch Anlaß gibt, noch rechtzeitig die erforderlichen Maßnahmen zur Anwendung zu bringen.



Des Rosses Alter

Des Rosses Alter zu erkennen,
Will ich dir diese Regel nennen:
Kaum ist zur Welt ein junger Gaul,
So hat er Zangen schon im Maul.
Dann kommen in den ersten Wochen
Die Mittelzahn hervorgekrochen.
Mit sechs bis neun mal 30 Tagen
Die Eckzähne hervor sich wagen.
Hat er sodann die Milchzahn' all,
So fühlt er sich recht wohl im Stall,
Bis er für diesen Zähneschatz
Einwechselt bleibenden Ersatz.
Dann mit eineinhalb Jahren fangen
Zu wechseln an bereits die Zangen
Mit drei und einem halben Jahr
Folgt diesen dann das Mittelpaar.
Mit viereinhalb in beiden Ecken
Sich die Ersatz Eckzähne recken.
Das Füllen wird somit zum Pferd,

Der Hengst mit Haken ausbewehrt.
Mit sechs Jahr zeigen dann die Spur
Der Kunden noch die Zangen nur.
Vom Mittelzahn ist sie mit sieben,
Mit acht vom Eckzahn abgerieben.
Mit neun Jahr in den oberen Ecken
Ist erst der Abbiß zu entdecken;
Im elften Jahr verschwindet er,
Jedoch erscheint ein weiterer
Wodurch ein jedes Pferd prägnant
Als über dreizehn wird erkannt.
Die quere ovale Reibfläch' hält
Bis daß der Gaul zwölf Jahre zählt.
Dreieck ist die Form alsdann,
Die runde Zahnform schließt sich an.
Und immer länger wird der Zahn,
Und immer schräger sieht er dann,
Bis daß der Gaul mit knapper Not
Sein Futter kaut, dann naht der Tod.

Oldenburger Volksmund.

Der Mais, eine bäuerliche Kulturpflanze

Mais rechnet wie Getreide zu den ältesten Kulturpflanzen der Erde. Niemand kennt genau den Ursprung des Maises. Wir wissen nur, daß seine Geburtsstätte irgendwo in Nord- oder Zentralamerika liegt, vielleicht in Mexiko oder Guatemala. Die Maiskultur ist auf Grund wissenschaftlicher Forschung mehrere tausend Jahre alt und wurde im 16. Jahrhundert nach Europa gebracht. Entgegen anderen Pflanzen kann Mais nur durch Menschenhand mit Erfolg gedeihen und ist deshalb niemals wildwachsend anzutreffen. Heute ist Mais eine Pflanze der ganzen Erde und kann auch dort gebaut werden, wo Landwirtschaft betrieben wird.

Allein in Amerika ist die Maisanbaufläche heute weit größer als die aller anderen Getreidekulturen zusammen. Auch in Deutschland hat der Maisanbau innerhalb der letzten 30–40 Jahre stetig an Bedeutung gewonnen, und zwar nicht nur als wertvolles Körnerfutter für fast alle Tierarten, sondern auch als Saatgut zur Gewinnung von Körner-, Grünfütter- und Silomais. Die verarbeitende Industrie stellt weiterhin in Deutschland aus Mais hochwertige Stärke- und Traubenzuckerprodukte her.

Mais ist besonders trockenhold und gedeiht vor allen Dingen noch auf Böden, die kaum als haferfähig anzusprechen sind. Die Erträge sind hier oft fast doppelt so hoch wie bei Getreide und können häufig 100 Zentner Körner je Hektar erreichen. Wie bereits erwähnt, eignet sich Mais wegen der raschen Entwicklung besonders gut als Zwischenfrucht zur Grün- und Silofüttererzeugung. Es gibt in Deutschland keine Futterpflanze, die mit ihren Massenerträgen an Grünfütter den Mais übertrifft. Leistungen von 400–600 dz je ha Grünmasse sind durchaus keine Seltenheiten.

Insbesondere für badische Verhältnisse hat sich während der letzten 20–25 Jahre die Sorte „Gelber badischer Landmais“ auf Grund der gemachten Erfahrungen als besonders anbauwürdig herausgestellt und den klimatischen und landeskulturellen Verhältnissen gut angepaßt. Bereits seit 1920 bis heute sind durch systematische Zuchtarbeit und richtige Wahl zuerst in Süddeutschland Sorten hervorgebracht, welche die Gewähr bieten, auch zur Körnergewinnung erfolgreich angebaut zu werden. Dieses trifft sowohl für Süddeutschland als auch für alle anderen deutschen Län-

der zu. In den letzten Jahren nach 1945 hat deshalb das Interesse der deutschen Landwirtschaft am Maisanbau insbesondere zur Körnergewinnung wieder zugenommen.

Alle vorher geschilderten Vorzüge und Eigenschaften sowie die bereits gemachten Erfahrungen berechtigen zu der Feststellung, daß der Körner- und Grünfüttermaisbau in jeden bäuerlichen Betrieb gehört.

Anbautechnik des Maises.

1. Welche Böden eignen sich?
Mais wächst auf allen Böden, wenn sie durchlässig und nicht zu stark versauert sind. Er gedeiht vor allem auch auf Sandböden. Trockenperioden übersteht der Mais sehr gut, wenn in der Anbautechnik keine Fehler unterlaufen sind. Mais ist, betriebswirtschaftlich gesprochen, die Kulturpflanze des schlechten Weizenbodens und soll in erster Linie Futtergetreide ersetzen. Seinem Anbau auf leichten Böden kommt daher erhöhte Bedeutung zu. Er liebt einen tätigen und garen Boden.
2. Welche Flächen kommen in Frage?
Je größere Ausmaße in möglichst quadratischer Form man den Maisfeldern gibt, um so mehr verbessert sich das für Maisanbau passende Klima. Man vermeide langgestreckte, schmale Parzellen und Einzelreihen, die häufig eine vollkommene Befruchtung der Kolben verhindern, denn der Mais ist Fremdbefruchter.
3. Fruchtfolge!
Mais läßt sich in jegliche Fruchtfolge einschleiben. Er ist dabei, trotz seiner Nutzung als Getreide, stets als Hackfrucht einzugliedern. Er wird hauptsächlich nach Getreide gebaut und ist in dieser Richtung keinesfalls anspruchsvoll. Auf ganz leichten, sterilen Sandböden ist es ratsam, Mais nach in Stallmist gebauten Kartoffeln zu pflanzen. Derartige Betriebe können mit Körnermais und Kartoffeln eine wesentliche Erhöhung der Bodenkultur erreichen. Auch in Umbruch und nach Stickstoffsammlern fühlt er sich sehr wohl.
4. Vorbereitung des Saatbettes!
Genau wie für jede andere Hackfrucht. Tief pflügen vor Winter ist für alle Bodenarten zu empfehlen. Im Frühjahr dann schleppen, grubbern, walzen und eggen.
5. Düngung!
Die verhältnismäßig lange Wachstumszeit

und das stark ausgebildete Wurzelnetz befähigen den Mais, die ihm gereichten Nährstoffe bestens zu verwerten. Man hat es in der Hand, durch reichliche Düngergaben die Erträge zu steigern — um so mehr, als Lagergefahr nicht besteht. Es wäre aber falsch, anzunehmen, daß ohne die vor dem Kriege übliche Düngung der Maisanbau unmöglich sei. Während der beschränkten Zuteilung an mineralischen Düngemitteln kann sich auch der Mais mit weniger begnügen, ohne seine Ertragsüberlegenheit gegenüber dem Getreide z. B. einzubüßen. Man gebe ihm nur die Mengen, die ihm im Rahmen der Zuteilung zukommen. Für Stallmist und Jauche ist Mais besonders dankbar.

6. Wann soll man säen?

Unsere deutschen Körnermaissorten haben sich im Laufe der letzten Jahre sehr gut akklimatisiert; sie sind gegen die Spätfröste im Frühjahr fast völlig widerstandsfähig. Diese Tatsache gilt es in der Praxis zu verwerten und die Aussaat nicht zu spät vorzunehmen. Je nach dem Klima und Lage des Stückes sät man in der Zeit vom 20. April bis spätestens 10. Mai! Je früher man sät, desto flacher muß die Saat erfolgen. Das bestellte Feld pflüge man nach einem Frost nicht voreilig um! Der Mais erholt sich im allgemeinen in wenigen Tagen wieder. Wenn im Monat Juni der Mais in seiner Entwicklung nicht vorwärtskommen will, besteht kein Grund zu irgendwelchen Befürchtungen. Mit dieser Erscheinung ist bei jedem Boden zu rechnen! In dieser Zeit bildet die Maispflanze ihr Wurzelsystem aus, um dann im Juli in der Entwicklung um so mächtiger vorwärtszuschreiten.

7. Wie soll man säen?

Hochzuchtsaatgut einer anerkannten deutschen Sorte ist früh genug zu beziehen. Das Saatgut ist sofort bei Erhalt auf Keimfähigkeit und Triebkraft nachzuprüfen. Bei Erhalt des Saatgutes im Frühjahr schütte man es in dünnen Schichten aus, halte es kühl und vor allem trocken, damit die Keimfähigkeit nicht leidet.

Es kommen zwei Aussaatverfahren in Frage. Einmal Drillsaat mit einer gewöhnlichen Drillmaschine bei einer Reihenentfernung von etwa 60 cm. Die Aussaattiefe soll 4–8 cm betragen. Anwalzen und sofortiges Wiederauflegen nach der Saat ist für viele Böden sehr vorteilhaft. Kein Saatgut in den Boden schmieren! Abtrocknung des Feldes abwarten.

Als zweite Aussaatmethode kommt die Dibbelsaat in Frage. Stufen mit der Handhacke oder in größeren Betrieben mit der üblichen Kartoffelpflanzlochmaschine. Reihenweite 60 cm. Abstand der Stufen innerhalb der Reihe 20–30 cm. Einwerfen von drei Körnern mit der Hand, Zudrücken und Festtreten des Loches mit dem Fuß. Tagesleistung einer Person ungefähr $\frac{1}{4}$ ha. Bei dieser Art des Maislegens muß darauf geachtet werden, daß die Aussaat möglichst sofort nach der Markierung erfolgt, damit unnötige Wasserverdunstung vermieden wird. Passe die Standweite der Sorte an!

Die Reihenweite soll bei allen Sorten 60 cm betragen, die Entfernung der Reihe bei frühreifen Sorten ungefähr 20–25 cm, entsprechend etwa 7–9 Pflanzen je qm, bei allen anderen Sorten ungefähr 25–35 cm, entsprechend etwa 5–7 Pflanzen je qm.

Der Einzelstand ist beim Mais im allgemeinen am vorteilhaftesten; daher soll er bei 15–20 cm Wuchshöhe auf die angegebene Entfernung vereinzelt werden. Vom rechtzeitigen Vereinzeln des Maises hängt unbedingt in erster Linie mit der Anbauerfolg ab.

In den niederschlagsarmen Gegenden und auf durchlässigen Böden sind die Abstände eher noch zu erweitern, um an jeder Pflanze einen voll ausgebildeten Kolben zu erhalten.

Das Beizen gegen Beulenbrand ist erfolglos. Hingegen ist das Beizen mit einem Mittel gegen Krähenfraß wenigstens so lange wirksam, bis der Keimling erscheint. Danach ist erfolgreicher Schutz nur durch Bewachung der Schläge in den ersten 10 bis 14 Tagen nach der Saat gesichert.

Bei der Aussaat ist darauf zu achten, daß keine Körner verstreut liegen bleiben, weil dadurch Krähen angezogen werden.

8. Wieviel soll man säen?

Bei Drillsaat mindestens 80 kg, bei Dibbelsaat unfähr 40–50 kg je ha. Grobkörnige Sorten können von Fall zu Fall noch etwas stärker, kleinkörnige etwas schwächer ausgesät werden. Es ist wichtig, bei der Drillsaat darauf zu achten, daß die Sämaschine ein gleichmäßiges Auswerfen der Körner gewährleistet; lieber einige Kilo mehr säen, als zu wenig, da ein Versetzen der jungen Pflanzen im großen, bis auf wenige Ausnahmen, unmöglich ist, weil die Pflanzen entweder eingehen oder in der Entwicklung so zurückbleiben, daß sie auf den Ertrag keinen Einfluß mehr haben. Da der

Mais sich nicht bestockt, können Fehlstellen durch starke Entfaltung der Nachbarpflanzen nicht ausgeglichen werden.

9. Pflegemaßnahmen!

Vor und nach dem Auflaufen der Saat ist ein- bis zweimaliges Abeggen, das mit Verstand durchzuführen ist, am Platze, weil dadurch die Unkrautbekämpfung wesentlich erleichtert wird. Dann wird man mit einer Handhacke auskommen. Außerdem ist ein Durchgehen mit der Hackmaschine oder dem Hackpflug in zwei- bis dreimaliger Wiederholung notwendig. Mit der Zahl der erfolgten Hacken steigt der Ernteertrag. Hacke so lange, bis sich der Feldbestand völlig geschlossen hat!

Die gewöhnlichen Hackmaschinen sind hierfür in größeren Beständen oft nicht geeignet. Wo die Möglichkeit besteht, benutze man dann eine solche mit hohem Rahmengestell. Mit fortschreitender Pflanzenentwicklung flacher hacken! Das Anhäufeln von Mais sollte besonders auf leichten Böden unterbleiben; nur in Gegenden, in denen mit starken Winden zu rechnen ist, ist ein flaches Anhäufeln des Maises ratsam.

Ernte und Trocknung von Körnermais.

Der Maiskolben ist reif, wenn die Körner vollen Glanz besitzen und so hart sind, daß sie sich mit dem Fingernagel nicht mehr eindrücken lassen. Die Lieschblätter beginnen dann gelb und trocken zu werden.

Nicht alle Kolben reifen gleichzeitig. Erst wenn der ganze Bestand reif geworden ist, soll mit der Ernte begonnen werden. Unreif geernteter Mais wird auch durch späte Nachtrocknung nie reif.

Ernte mit der Hand.

In bäuerlichen Betrieben wird der Mais mit der Hand gepflückt und gleichzeitig entliescht. Beide Hände brechen dabei die Kolben mit möglichst kurzem Stiel aus. Dadurch bleiben schon einige Lieschblätter an der Pflanze zurück. Eine Person pflückt und entliescht etwa 6 Ar in 10 Stunden.

Maschinelle Ernte

Dieser Handarbeitsaufwand läßt sich jedoch in geeigneten Betrieben wesentlich verringern, wenn die ganzen Maispflanzen mit dem Getreidebindemäher für Pferde- oder Schlepperzug gemäht werden.

Natürliche Trocknung.

Frisch gepflückter Mais hat einen Feuchtigkeitsgehalt von etwa 35 Prozent und darf daher weder in Kolben noch entkörnt über 48 Stunden ohne Nachtrocknung auf dem Haufen liegen. Auf alle Fälle muß sich also

der Anbauer rechtzeitig eine solche Trocknungsmöglichkeit sichern. Diese Nachtrocknung kann natürlich oder künstlich erfolgen.

Kleinere Mengen — bis zu 30 Zentner — lassen sich am besten an der Hauswand unter einem Dachvorsprung trocknen, wenn man die Kolben mit einigen zurückgestellten Lieschblättern bündelt und möglichst luftig aufhängt.

Größere Mengen trocknet man auf natürlichem Weg in Kolben in Trockengerüsten. Für die Anlage und den Gebrauch solcher Trockengerüste ist folgendes zu beachten:

1. Das Trockengerät ist so einfach, daß es jeder mit bescheidenem Kostenaufwand selbst bauen kann.
2. Das Trockengerüst muß stets frei, dem Luftzug ausgesetzt und quer zur Windrichtung stehen, also nicht unmittelbar an Scheunen, Ställen oder hinter dichten Hecken.
3. Für die Abmessungen des Gerüsts können folgende Zahlen als Anhalt gelten: Ein Trockengerüst von 7,5 m Länge, 3 m Höhe und 60 cm lichter Weite faßt 13 cbm, also bei einem Fassungsgehalt von etwa 5 dz je cbm und einer durchschnittlichen Ernte von 70 dz frischer Kolben je Hektar annähernd einen Ertrag von 1 ha.
4. Die Gerüste werden aus schwachen Rundhölzern hergestellt. Alle Hölzer sollen vor ihrer Verwendung sauber geschält und gut ausgetrocknet sein. Die Verbände sind sorgfältig und fest auszuführen. Der Gerüstboden soll etwa 80—100 cm über dem Erdboden liegen. Die normale lichte Weite von 60 cm wird in feuchten Lagen am besten auf 50 cm verringert. In trockenen Gebieten kann man auf 70 cm gehen. Die Wände können aus Maschendraht, Bohnenstangen oder schmalen Latten bestehen. Bei den beiden letzteren sollen die Abstände 2,5—3 cm betragen. Es genügt ein einfaches, gut überstehendes Schrägdach, das mit Teerpappe, Stroh oder Kartoffelkraut regendicht gemacht wird. Holzteile bis zu 50 cm über und unter der Erde sind durch Anstrich zu schützen. Alles übrige Holzwerk soll keinen Anstrich erhalten.
5. Nur reife, gut ausgebildete Kolben mit kurz abgebrochenem Stiel gehören in das Gerüst. Unreife oder beschädigte Kolben werden am besten gleich nach der Ernte verfüttert.
6. Saatmais soll spätestens in der ersten Oktoberhälfte eingebracht sein; denn der hauptsächlichste Wasserentzug findet in den ersten vier Wochen der Lagerung statt.

Das muß aber vor dem Eintreten stärksten Frostes geschehen sein, da sonst die Keimfähigkeit leidet.

7. Die Kolben müssen je nach der Witterung, im allgemeinen aber mindestens 3 Monate im Gerüst bleiben, bis der Mais versandfähig geworden ist. Saatmais hält sich stets am besten in den Kolben und sollte daher erst kurz vor dem Abruf durch den Züchter entkörnt werden.

Die Trocknung und Aufbewahrung vom Mais in Gerüsten ist billig und sicher. Sie kommt für die Verfütterung in der eigenen Wirtschaft und für zum Verkauf bestimmten Mais in Betracht.

Wo dagegen die Beschaffung von Baumaterialien schwierig ist oder wirtschaftliche Gründe gegen die Aufstellung von Trockengerüsten sprechen, ist künstliche Trocknung zu empfehlen.

Künstliche Trocknung.

Sehr strenger Frost kann auch früh geerntet und bis zum Winter in den Gerüsten nicht gut getrockneten Mais in seiner Keimfähigkeit schädigen. Deshalb wird allgemein die künst-

liche Trocknung von Saatmais angestrebt. Kolbentrocknung ist dabei der Körnertrocknung vorzuziehen, da Frischdrusch von Saatmais mancherlei Nachteile hat. Die Trocknungstemperaturen dürfen bei Saatmais 50° nicht übersteigen.

Die Entkörnung.

Die Entkörnung von Körnermais, welcher natürlich oder künstlich getrocknet ist, wird mit bewährten Spezialmaschinen für kleinere Mengen durch Handbetrieb, sogenannte Entrebelungsmaschinen und für größere Mengen mit Spezialdreschmaschinen durchgeführt, aber auch mit den üblichen Stiften- oder Schlagleistendreschmaschinen für Getreide bei entsprechender Verringerung der Trommeldrehzahl und weitgestelltem Dreschkorb können die Kolben mit gutem Erfolg gedroschen werden.

Unter Berücksichtigung aller vorher geschilderten Maßnahmen einer tatsächlich sachgemäß durchgeführten Anbautechnik, Ernte, Entrebelung (Drusch) und Trocknung des Maises sowie eines günstigen Vegetationsverlaufes kann jeder Maisanbauer mit ziemlicher Sicherheit einen guten Erfolg erwarten.

Ein Paar Abelsberger



Der alte Rosensteiner in Oberabelsberg war gestorben. Gestorben, bestattet, beklagt und auch gepriesen als ein braver Mann, um den es schade ist, daß er hat sterben müssen. Soweit waren die Förmlichkeiten erfüllt. Die Aushaltsamsten saßen beim Drachenwirt noch beisammen zur Totenzehrung. Die Klagenden aßen so lange, bis sie getröstet wurden, und bei denen das Essen nicht anschlug, die versuchten es mit dem Trinken und genasen der Betrübnis.

Allmählich hatten sich die Leidtragenden verzogen, um des Abends es wieder mit dem Leben zu probieren, nachdem sie den ganzen Tag mit dem Tode umgegangen waren. Nur ihrer drei tapfere Bauern — der Stanger, der Hopf und der Michelmachel — saßen noch beim Krüge, um mit dem verstorbenen Rosensteiner gründlich fertig zu werden. Sein Lebenslauf, seine Gewohnheiten, seine Wirtschaft, seine

Verwandten waren in Kreuz und Krumm durchgearbeitet; nun rieten und stritten sie noch darüber, wie alt der Rosensteiner gewesen, wie vermögend und endlich auch, wieviel Schuh er an Länge gemessen haben mochte. Bei diesem letzteren hielten sie sich am längsten auf, denn zwischen fünf und sechs Schuh gingen die Meinungen Zoll für Zoll auf und nieder.

„Das ist doch leicht festgestellt“, sagte der Hopf, „man darf nur sein Leichbrett messen, und man hat's.“

In jener Gegend herrscht nämlich die Sitte, daß der Tote gleich nach dem Absterben auf ein Brett gelegt wird, das eigens dazu gemacht, genau die Länge der Leiche hat oder diese Länge durch ein Zeichen andeutet. Dann wird das Brett ins Freie gebracht. Nun, so war das Leichbrett, auf dem der Rosensteiner ausgestreckt gelegen, draußen im Schachen hin-



Zwei treue Helfer

